

Von der Schönheit des Vergänglichen und der Würde des Objekts

*Das „Josephinum“ als Museum für Medizingeschichte und anatomische Wachsmodeill-Sammlung:
Impressionen eines Besuches*

Blühende Rosen im Vorgarten, Wasser plätschert aus einem Brunnen, das elegante Stadtpalais, in dem die Josephsakademie und das Museum für Medizingeschichte untergebracht sind, ist ein Ort, an dem die Zeit scheinbar stehen geblieben ist. Sogar der allgegenwärtige Verkehrslärm der Währingerstraße scheint nur noch von ferne hörbar.

Es wundert mich direkt, dass keine honorigen Ärzte mit gepuderten Perücken leise disputierend durch den kleinen Rosengarten spazieren. Ich widerstehe der Versuchung, mich auf eine der Holzbänke mit Blick auf den plätschernden Brunnen zu setzen und folge stattdessen einem Weg nach rechts. So gelange ich zu einer Eingangstür, welche von einem Blatt Papier als Eingang zum Museum ausgewiesen wird.

Das kleine Museum im ersten Stock macht einen ebenso freundlichen Eindruck wie die junge Frau am Empfang, die mir eine Eintrittskarte um zwei Euro verkauft und mich darauf hinweist, dass die zum Museum gehörige Wachspräparatesammlung in einem anderen Teil des Hauses untergebracht ist. Obwohl ich eigentlich dieser alten Präparatesammlung wegen hierher gekommen bin, sehe ich mich auch kurz in den beiden Sälen um, welche die österreichische Medizingeschichte des 18. und 19. Jahrhunderts behandeln.

Gerade als mir die liebevolle Gestaltung der deutsch-englischen Vitrintexte auffällt, kommt plötzlich Leben in den stillen Saal, der in seiner klassischen grau-weißen Farbgebung an ein altes Hospital erinnert.

Ein freudig-erschrockenes „Oh, das tut weh! Ja, schau mal!“ durchbricht die Stille. Ich blicke mich um und bemerke, dass nicht ich die Angesprochene bin. Vor einer Vitrine mit chirurgischem Amputationswerkzeug steht eine resolute ältere Frau, die mit einem großen Rucksack beladen ist. In deutlichem Münchner Dialekt ruft sie ihren Mann herbei, welcher ihrem Ruf auch sofort gehorsam Folge leistet und schnaufend, mit einem ebenso großen Gepäckstück auf dem Rücken, aus dem Saal des 19. Jahrhunderts herbei hastet. Fachkundig meint er: „Ja ja! Hmmm... Oooh! Ja, das tut weh! Ja, was glaubst denn!“

Interessant, denke ich mir, wie der Anblick chirurgischer Geräte einen auf die eigene körperliche Leidensfähigkeit verweist. Ist es nicht ungewöhnlich, dass sich Touristen gerade dieses kleine, jenseits aller touristischen Trampelpfade gelegene, Museum ansehen? Was erwarten sie? Medizinische Belehrung? Historische Information? Oder gar ein wissenschaftliches Gruselkabinett? Was erwarte ich mir?

Neugierig mache ich mich auf den Weg zur anatomischen Wachspräparatesammlung, die im Auftrag von Joseph II. im 18. Jahrhundert in Florenz angefertigt wurde. Wenn das nicht geheimnisvoll und spannend klingt!

Ich betrete den klimatisierten Raum durch eine kompliziert zu öffnende Doppeltüre. Ihre Mechanik dürfte auch der Besucher vor mir nicht durchschaut haben, da sie trotz der dringenden Warnung eines Türschildes, die Türe wegen der Klimatisierung geschlossen zu halten, einen Spalt offen steht.

Also schließe ich die Türe mit Bedacht. Noch während meiner Drehbewegung in den Raum hinein, fällt mein Blick auf einen blonden Haarschopf. Ein blondes Wachsmodell?
Ich trete an die Vitrine heran und vor mir liegt das erstaunlich lebensechte Modell einer entweideten jungen Frau.

Ihre blauen Augen sind halb geschlossen, die blonde Haarpracht wird von einem goldenen Stirnreif in Zaum gehalten und ist wie ein Strahlenkranz um ihren Kopf herum ausgebreitet. Ihre roten Lippen wirken entspannt und eine Perlenkette schmückt ihren Hals.
Doch schon am oberen Ansatz des Brustbeines hat der schöne Schein ein Ende und ihre Innereien liegen deutlich sichtbar vor dem Auge des Betrachters. Der gesamte Brust und Bauchraum ist geöffnet.

Woran liegt es, das ich mir mit einem Mal ein wenig unverschämt vorkomme, sie so ohne weiteres anzusehen? Warum drängt es mich, meinen Blick abzuwenden? Ist es ihrer hingeschmolzenen, leicht lasziven Pose wegen oder wegen ihrer Lebensechtheit?
Diese ist zweifellos gegeben und ich fühle mich sowohl an den Bildhauer Duane Hanson als auch an den Präparator Gunther van Hagens erinnert.

Später werde ich über diese Sammlung im Internet recherchieren und dieses Präparat als „Mediceische Venus“ bezeichnet finden, bei der nicht nur ihre klassische Schönheit und Lebensechtheit, sondern vor allem auch ihre herausnehmbaren Eingeweide Erwähnung finden. Und es stimmt! Von ihren geschwungenen Nasenflügeln, über ihre fein modellierten Fingernägel bis zu ihrer ins Auge springenden Schambehaarung, haben die Gestalter offensichtlich jedes Detail berücksichtigt.

Mir wird bewusst, dass dies nicht nur eine Sammlung medizinischer Wachspräparate ist, es ist eine Sammlung von Körperbildern. Diese Sammlung erzählt wie menschliche Körper, Körper von Männern und Frauen, im 18. Jahrhundert dargestellt wurden. Zwar unter einem medizinischen Aspekt, aber im Wesentlichen geht es um Körperwahrnehmung und Körperempfindung. Jede Zeit hat ihre Ästhetik und Moden, ihre Krankheiten und Diagnosen.

Die menschliche Körperwahrnehmung verändert sich im Lauf der Zeit, doch das Schönheitsideal dieser Darstellung hat auch heute noch Gültigkeit. Diese Frau ist schön, noch im Tod und sogar die Situation ihrer entweideten Zur-Schau-Stellung hat etwas anmutig-pathetisches. Vergleiche mit der „Ophelia“ von John Everett Millais und den Frauendarstellungen der Präraffaeliten kommen mir in den Sinn.

Diese „Venus“ liegt auf einem Bett aus Satin und Samt. Alle Präparate in diesen Räumen tun das, wie mir gerade auffällt, nicht nur die Ganzkörperdarstellungen, auch die einzelnen Hände, Gliedmaßen, Wirbelkörper. Sogar eine Sammlung von Lymphknoten ist auf elfenbeinfarbenen Stoff gebettet.

Nein, nicht gebettet – aufgebahrt! Die Sonntagsmessen meiner Kindheit fallen mir ein und dass das violette Messgewand des Pfarrers in der Fastenzeit die gleiche Farbe hatte, wie sie wohl auch die mittlerweile verschossenen Pölster in den Vitrinen einmal gehabt haben mögen. Die Farbe der elfenbeinfarbenen Stola mit den Quasten an den Enden, wies eine verblüffende Ähnlichkeit mit den sorgsam, fast blütenblattartig gefalteten Stoffbahnen auf, auf welche die einzelnen anatomischen Präparate gebettet sind.

Da wird mir plötzlich klar - und dieser Strahl der Erkenntnis trifft mich so unvermittelt, dass ich plötzlich zu lächeln beginne, woraufhin mich die ältere Dame, die ehrfürchtig eine Vitrine mit der Darstellung eines seziierten Kniegelenks betrachtet, ob meiner Ehrfurchtslosigkeit böse

anfunktelt – dieser Sammlung geht es nicht bloß um die Darstellung anatomischer Details. In ihrer Präsentation will sie diesen modellierten Körperteilen ihre Seele wiedergeben. Was heute aufgrund der Präsentation etwas kitschig anmuten mag, enthält im Grunde die Idee der unverletzlichen Würde der menschlichen Existenz. Die Farben der Stoffe sind nicht umsonst mit denen der katholischen Liturgie identisch und die Vitrinen aus Rosenholz erinnern mit ihren alten Glasscheiben nicht von ungefähr an gläserne Särge. Diese Aufstellung rückt all diese abgeformten Kniescheiben und Ellbogen in einen ontologischen Kontext und gibt ihnen ihre Menschlichkeit wieder. Sie verwehrt sich dagegen, diese Leichenteile als bloße medizinische Objekte zu sehen und versucht so, Wissenschaft und Religion zu versöhnen.

Ich bin zufrieden mit dieser Erkenntnis! Doch auch wenn der Ruf nach menschlicher Würde bis heute unverändert ist, die ästhetische Wahrnehmung ist es nicht. Die Ästhetik ist ein Kind des Zeitgeistes und was heute als schön und angemessen betrachtet wird, kann schon morgen als opulent oder kitschig gelten.

So mag es das Schicksal der Schaukästen im ersten Saal sein, dass sie mit ihrer Darstellung stehender enthäuteter Menschen, welche die Funktion der Muskulatur bei Männern und Frauen erklären, aus heutiger Sicht hart an der Grenze zu einer Jahrmarktsbude angesiedelt scheinen.

Beim Betrachten der Modelle frage ich mich, warum enthäutete Frauen Schamhaare brauchen, enthäutete Männer jedoch nicht. Warum haben bei diesen Muskelmodellen die männlichen Figuren ein Stand- und ein Spielbein? Warum dürfen sie ihre Arme in einer dynamischen Geste über den Kopf heben, die ebenfalls dargestellte weibliche Figur jedoch nicht.

Leidet sie etwa an progressiver Muskeldystrophie? Diese Erkrankung kommt bei Frauen jedoch selten vor und so mag es eventuell doch an den Körpervorstellungen der Anatomen liegen, die diese Modelle im 18. Jahrhundert geschaffen haben. Darf ein Mann auch kraftvoll dastehen und weit ausladende Bewegungen machen, für eine Frau schickt sich das nicht, nicht einmal als medizinisches Präparat.

Beim Hinausgehen bin ich noch ganz mit diesen vielfältigen Eindrücken beschäftigt, schließe die komplizierte Türe der Präparatesammlung nun jedoch schon etwas geübter. Am Ende meines Rundganges durch das Josephinum stelle ich fest, dass die Zeit auch an diesem Vormittag nicht stehen geblieben ist und sich die Körperdarstellungen von Männern und Frauen in den letzten 200 Jahren nur marginal verändert haben.

Viel habe ich gelernt, erfahren und empfunden als ich durch dieses liebevoll gestaltete Museum ging und nicht immer nur das, was ich als Besucherin erwartet habe. Was wird mir von dieser Ausstellung im Gedächtnis bleiben?

Die einzelnen Beschriftungen der Tafeln vielleicht nicht, aber das Gefühl, als Gast willkommen zu sein, weil sie so sorgfältig gestaltet wurden. Die Namen der medizinischen Kapazitäten des 18. Jahrhunderts werde ich vielleicht vergessen, doch der leichte Geruch nach Desinfektionsmitteln und das sanfte Licht, das diesem strengen Raum die Kälte nahm, wird mir in Erinnerung bleiben. Die lateinischen Namen der Bauchmuskelstränge werden im Dunkel meines Gedächtnisses verschwinden, doch der Eindruck von der Schönheit und Würde alles Vergänglichen hat meinen Vormittag erhellt.

So fühle ich mich mit der Welt und meiner Körperlichkeit versöhnt und trete wieder hinaus in den kleinen Innenhof. Es hat geregnet. Das Wasser im Brunnen plätschert, die Rosen duften und das Leben ist voll vergänglicher Schönheit.

